

Geht sterben!

Die Corona-Krise zeigt, dass auch in der Linken sozialdarwinistisches Gedankengut verbreitet ist.

Von Rebecca Maskos und Stephan Weigand

Angesichts der Corona-Pandemie wird von Rechten wieder eine heroische Männlichkeit gegen die vorgebliche Empfindsamkeit des vermeintlich schwächlichen modernen Menschen in Stellung gebracht. So titelte etwa das rechte Leitorgan „Sezession“: „Mut statt Angst. Der Tod ist groß“.

Was Rechte zur Todesverherrlichung stilisieren, ist im Kapitalismus als Prinzip angelegt: Dauer und Qualität des Lebens müssen sich an ökonomischen Kriterien messen lassen. Die sozialdarwinistische Konkurrenz „aller gegen alle“ führt zwangsläufig zur Abwertung sogenannter Risikogruppen. Das kapitalistische Hauen und Stechen hält all jene für verzichtbar, die nicht ausreichend verwertet werden können oder durch langjährige Lohnarbeit bereits physisch und psychisch verschlissen wurden. Dass Arme im Schnitt zehn Jahre früher sterben, behinderte Menschen häufig isoliert leben und Gewalt ausgesetzt sind oder Heimbewohner/innen in ihren Fäkalien liegen, treibt nur wenige Leute um. So sorgte auch der Plan von Gesundheitsminister Jens Spahn (CDU), Menschen mit Beatmungsbedarf zwangsweise aus ihren Wohnungen in Heime zu verlegen, nur für wenig Aufsehen.

In der Corona-Krise erscheinen alte, kranke und behinderte Menschen für den Verwertungsprozess noch überflüssiger als im Normalbetrieb. Während die Fußball-Bundesliga unter großem Ressourcenaufwand wieder läuft und Testkapazitäten beansprucht, sterben weiterhin Bewohner/innen von Pflegeheimen aufgrund mangelhafter Hygienekonzepte, fehlender Schutzbekleidung und Tests. Weil in die Anstalten und Heime keine Besucher/innen mehr hinein- und aus ihnen keine Informationen mehr herauskommen, werden die Institutionen in Corona-Zeiten „wieder richtig total“, so Swantje Köbsell, Professorin für Disability Studies an der Alice Salomon Hochschule Berlin, in der Wochenzeitung „Freitag“: „Altenheime, Behindertenheime, Einrichtungen für Geflüchtete, die Unterbringung von Erntehelfer_innen und Gefängnisse sind im Lockdown zu geschlossenen Systemen geworden.“

Neben den einschränkenden und teils lebensbedrohlichen Auswirkungen der Pandemie werden menschenfeindliche Argumente munter rauf und runter debattiert. So fragte der Investor Alexander Dibelius Ende März im „Handelsblatt“: "Ist es richtig, dass zehn Prozent der ... Bevölkerung geschont, 90 Prozent samt der gesamten Volkswirtschaft aber extrem behindert werden?" Und Ende April sinnierte Gregor Waschinski, Korrespondent desselben Blatts: „Welchen Preis sind wir bereit für welches Leben zu zahlen?“ In der „Neuen Zürcher Zeitung“ wurden die Folgen des Sozialdarwinismus sogar offen als fortschrittlich angepriesen: „Akzeptieren wir, dass der Mensch sterblich ist, ein langes Leben nicht per se Ziel sein kann, ... dass Wohlstand auf produktiver Arbeit ... beruht, dass auf sieben

fette auch sieben magere Jahre folgen können und letztere die Chance zur Erneuerung bedeuten“.

Auch manche Linke propagieren offen den vermeidbaren Tod vieler Menschen oder nehmen diesen zumindest billigend in Kauf. Damit stehen sie in der Tradition jener Sozialistinnen und Sozialisten, die im Verein mit „Rassenhygienikerinnen“ und „-hygienikern“ schon vor dem NS den Sozialdarwinismus als attraktive Möglichkeit zur Lösung sozialer Probleme ausgemacht hatten. Insbesondere in Teilen des linksliberalen und öko-alternativen Lagers wird die „erste Natur“ zur legitimen Gestaltungsmacht verklärt, als ob sich eine hochentwickelte Zivilisation zwangsläufig den tödlichen Kräften von Viren und Bakterien ausliefern müsse. So bezeichnete die Bloggerin Meike Lobo das "Sterben alter Individuen" als einen der "für die Population gesündesten Vorgänge der Welt".

Joseph Wilhelm, Geschäftsführer der Biomarke „Rapunzel“, der aus der Fair-Trade-Bewegung stammt und sich mitunter der Unterstützung Geflüchteter rühmt, versteht Viren als „Teil des biologischen Lebens auf unserer Erde, (die) ihren Beitrag zur Weiterentwicklung desselbigen und der menschlichen Anatomie und Psyche“ leisteten. Und er erklärte: „Umso älter Menschen werden, umso weniger bedeutsam ist die Todesursache.“ Wer sein „ohnehin schon leidvolles Leben“ nicht freiwillig dem Spiel der Naturkräfte hingeben mag, gehört für das anarchistische Wochenblatt „Zündlumpen“ auch mal mit Gewalt in die Schranken gewiesen: „Wenn es bestimmt einer 'Risiko-gruppe' zugeordnete Leute gibt, welche ihr - real oder mögliches - gering statistisch erhöhtes Sterberisiko derart über sämtliche Bedürfnisse aller anderen stellen, ... solche Leute ... haben zumindest eins auf die Fresse verdient ...“.

Andere Linke können dem eher implizit sozialdarwinistischen Lager zugerechnet werden. Zwar behaupten sie nicht offen, das Leben der „Risikogruppen“ sei nichts wert, jedoch relativieren sie die spezifische Gefahr des Corona-Virus durch Gleichsetzung mit der Grippe und ignorieren die teilweise massive Übersterblichkeit in Ländern wie Italien und Spanien. Zudem verlagern sie die Last einseitig auf eben jene „Risikogruppen“. So philosophierte die „Taz“-Redakteurin Heike Haarhoff über „die Grenzen unserer gesettelten Akademikersolidarität mit Millionen vor allem älteren Menschen“. Als Strohmann schob sie einzelne namentlich benannte Alte vor, die nicht wollen, dass die jüngeren Generationen „dafür zur Verantwortung gezogen werden, dass wir Alten überleben“. Auch der Publizist Jakob Augstein stöhnt unter der erdrückenden Last der Minorität: "Nach allem, was wir wissen, handelt es sich bei Covid-19 um eine Krankheit, die eine Minderheit der Menschen ernsthaft bedroht. Die Politik hat beschlossen, zugunsten dieser Minderheit der Mehrheit sehr schwere Lasten aufzubürden.“

Im Gegensatz zu manch anderen Kämpfen, in denen Linke sehr klar Stellung beziehen, reagieren sie bisher eher indifferent auf die Corona-Krise. Erfreulicherweise hat sich zwar in der radikalen Linken nach anfänglicher Passivität etabliert, die „Hygiene-

Demos", auf denen menschenfeindliche Ideologien verbreitet werden, als reaktionäre Aufmärsche zu begreifen. Die Kritik an der irrationalen Mythenproduktion und den antisemitischen Verschwörungsideologien spart den rechten wie linken Sozialdarwinismus jedoch häufig aus. Auch in der Praxis linker Corona-Solidarität zwischen Sozialprotesten, Spendenzäunen für Obdachlose und Unterstützung Geflüchteter kommen alte und behinderte Menschen kaum vor. Warum werden beispielsweise Arbeitgeber/innen, die Menschen aus Risikogruppen zur Arbeit mit Kundenkontakt zwingen, nicht offensiv angegangen? Wo bleibt der linke Aufschrei, nachdem die Deutsche Interdisziplinäre Vereinigung für Intensiv- und Notfallmedizin (DIVI) Empfehlungen für Ärztinnen und Ärzte veröffentlichte, aufgrund derer im Fall knapper medizinischer Ressourcen nach ableistischen Kriterien selektiert werden darf? Wieso gibt es keine Demos gegen Pflegeheim-Konzerne, die oft hohe Dividenden ausschütten, während die Heimbewohner/innen wegen Personalmangels sozial isoliert werden? Wo bleibt die linke Solidarität mit behinderten Menschen wie Markus Igel, dem die Gelder für seine Persönliche Assistenz gekürzt wurden?

Für das Schweigen der Linken lassen sich mehrere Gründe angeben: Seit langem ist die radikale Linke in Deutschland überwiegend eine Jugendbewegung, die sich gerne als aktiv, dynamisch und modern inszeniert. Ältere und chronisch kranke Menschen passen mit ihren Bedürfnissen und ihrem Lifestyle nicht in diese Szene. Ihre Themen scheinen weder sexy noch cool. Behinderte Menschen, Alte, Kranke, leben in den Augen vieler radikaler Linker auf einem anderen Planeten. Themen wie Altern, Krankheit, Behinderung, Pflege und Sterben werden kaum aufgegriffen und als systematischer Teil linker Gesellschaftskritik verstanden. Selten wird in autonomen Zentren, besetzten Häusern oder auf linken Sommercamps über die soziale Entwertung von nicht mehr arbeitsfähigen Rentnerinnen und Rentnern diskutiert. Außerhalb feministischer Kreise gibt es kaum linke Debatten darüber, wie der Pflegebereich menschenwürdig organisiert werden kann. Dabei sind diese Themen eng verbunden mit der Verwertbarkeit von Menschen, den Sphären von Lohnarbeit und Reproduktion, und sie verweisen auf Kontinuitäten von faschistischer Eugenik und Euthanasie.

Vor einigen Jahren veröffentlichte die Kölner Gruppe „Sonne, Mond & Sterne“ ihre „16 Thesen zum Scheitern der Linken am Tod“, die angesichts der Corona-Krise an Aktualität gewinnen: „Die heutigen Diskussionen um ‚lebenswertes‘ Leben teilen ihre Grundlage mit dem nationalsozialistischen Denken: das identifizierende, bürgerliche Bewusstsein, das Menschen auf ihre Verwertbarkeit hin unterteilt und alles (vermeintlich) Andersartige als Bedrohung wahrnimmt. Die Unterscheidung von ‚wertem‘ und ‚unwertem‘ Leben ist auch in den heutigen Todesdiskussionen, etwa um Sterbehilfe, Patient_innenverfügung, Organspende, aber auch Pränataldiagnostik etc. präsent.“

Ernst Bloch zufolge ist der Tod die „härteste Gegenutopie“. Das aktive Einverständnis mit dem Tod zahlreicher Menschen, das in der Corona-Krise immer wieder geäußert wird, bedeutet nach Herbert

Marcuse „Einvernehmen mit dem Herrn über den Tod: ... dem Staat, der Natur oder dem Gott“. Der Sozialdarwinismus entscheidet sich also mit der Dystopie des Todes für das falsche Ganze der Herrschaft, wo sich die emanzipatorische Linke für das Lob des Lebens und die Utopie einer besseren, befreiten Gesellschaft einsetzt. Das Versprechen eines möglichst langen und guten Lebens sollte für alle gelten, ob jung oder alt, rollend oder humpelnd, multimorbide oder schwerst-normalgestört.

Rebecca Maskos forscht in den Disability Studies und ist freie Journalistin. **Stephan Weigand** ist freier Publizist. Beide haben vor einigen Jahren die Berliner „Behindert & verrückt feiern - Mad & Disability Pride Parade“ mitorganisiert.

Kontakt zu den Autor_innen: krist444@yahoo.de